

Peter Hohler

«**Meine Augen haben
dein Heil gesehen...**»

Lk 2,21–35

Andrea Brunner-Wyss

**Arbeit im Reich der
Himmel**

Mt 20,1–16

Christkatholische Radiopredigt «Meine Augen haben dein Heil gesehen...» Pfarrer Peter Hohler Fliederweg 80, 3075 Rüfenacht	3
Evangelisch-methodistische Radiopredigt Arbeit im Reich der Himmel Andrea Brunner-Wyss, Vikarin Zeltweg 20, 8032 Zürich	7

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: kanisius.verlag@bluewin.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.– bzw. € 3.50. Abonnement-Versand
monatlich.

Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 57.–;
übrige europäische Länder: € 42.– bzw. sFr. 61.– (inkl. Porto);
Übersee: € 44.50 bzw. sFr. 65.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

«*Meine Augen haben dein Heil gesehen...*»

Lk. 2, 21–35

Es ist ein wunderbares Erlebnis, ein kleines Kind in den Armen zu halten. Mir fehlen die Worte um zu sagen, was ich dabei empfinde. Ich will für dieses Kind sorgen und es schützen. Auch wenn es nicht mein eigenes Kind ist, ich habe es gern und meine Gedanken gehen mit ihm in die Zukunft: was für eine Frau, was für ein Mann wird dieses Kind einmal sein? Was wird es erleben?

Im 2. Kapitel seines Evangeliums erzählt uns Lukas, wie Simeon im Tempel in Jerusalem den kleinen Jesus in seine Arme genommen hat. Und nun gehen auch seine Gedanken mit diesem Kind weit in die Zukunft. Ja, Simeon weiss, dieses Kind, das er in seinen Armen trägt, ist die Zukunft. «Herr nun lässt du deinen Diener im Frieden scheiden. Denn meine Augen haben dein Heil gesehen.» Christus ist seine Zukunft und die Zukunft der ganzen Welt. «Er ist ein Licht, das die Völker erleuchten wird und die Herrlichkeit für sein Volk Israel.» Sagt Simeon. Er ist erfüllt vom Geist Gottes.

Dieses Symbol des Kindes hat der russische Schriftsteller Fjodor Michailovitsch Dostojewskij in seinem grossen Roman «die Brüder Karamasov» aufgenommen. In diesem Roman geht es um den Mord am Vater Karamasov. Seine drei Söhne haben kein gutes Verhältnis zu ihrem Vater. Er hat sich nie um sie gekümmert und auch jetzt ist ihm ihr Schicksal eigentlich gleichgültig. Er lebt sein eigenes Leben. Mit ernsthaften Dingen will er nichts zu tun haben. Er ist besessen von der Gier nach Geld und Macht. Und mit zunehmendem Alter verfällt er immer mehr dem Alkohol. Zudem ist er das, was wir auf Schweizerdeutsch «en alte Glushti» nennen. So hatte er es nun ausgerechnet auf Gruschenka abgesehen, die junge Frau, um die sein ältester Sohn Dimitri wirbt. Wenn sie zu ihm kommt, will er ihr einen grossen

Geldbetrag schenken. Er lockt sie mit Geld, er will sie quasi kaufen und zwar mit dem Geld, welches eigentlich das Erbe seiner Söhne ist. Der jüngste Sohn Aljoscha hat mit seinem Vater Mitleid, Ivan, der Mittlere verachtet ihn und Dimitri der älteste hasst den Vater aus ganzem Herzen. Im Zorn sagt er immer wieder, eines Tages werde er seinen Vater totschiagen. Dimitri war Offizier, hat aber die Armee verlassen. Nun führt er ein wahres Lotterleben. Mit Freundinnen und Freunden feiert er immer wieder rauschende Feste. Er ist gewalttätig, und auch er trinkt. Eigentlich ist er gar nicht so viel anders als sein Vater.

Was er an seinem Vater hasst, hasst er auch an sich selber. Und weil er das weder einsehen noch ändern kann, glaubt er, er könne dieses Übel aus der Welt schaffen, wenn er den Vater umbringt.

Mord bedeutet in den Romanen Dostojewskijs immer auch Selbstmord. Der Mörder tötet mit dem Opfer auch sich selber. Dimitri hat seinen Vater in Gedanken bereits umgebracht. Und er ist gleichzeitig dabei, sich selber zu morden. Natürlich sind ihm diese Zusammenhänge nicht klar. Aber er wird von seinem Hass vollständig beherrscht. Er rast, er hat die Kontrolle über sich verloren. Er hat die Mitte, seine Seele verloren. Das Heiligste, was uns von Gott gegeben ist und was uns mit seiner Liebe verbindet.

Nun hat aber Dimitri bei Gruschenka endlich Gehör gefunden. Sein Herzenswunsch geht in Erfüllung. Gruschenka will die Seine werden. Das wollen sie miteinander feiern. Weil Dimitri in Geldnöten ist, stiehlt er das Geld, das der Vater für Gruschenka bereitgelegt hat. Es ist ja eigentlich sein Geld. Während Dimitri und Gruschenka in dieser Nacht in der Schenke von Mokroje ihre junge Liebe feiern, findet man den alten Karamasov tot in seiner Wohnung liegen. Alles deutet darauf hin, dass Dimitri den Vater erschlagen hat. Aber Dimitri hat den Vater nicht umgebracht. Der wahre Mörder ist der Hausdiener Smerdiakov. Mitten im Fest, das Dimitri und Gruschenka feiern, erscheint die Polizei. Der Untersuchungsrichter beginnt sogleich mit dem

Verhör. Für die Untersuchungsbehörde ist es klar, dass Dmitri der Mörder seines Vaters ist. Dmitri bezeugt immer wieder seine Unschuld. Aber seine Chancen stehen schlecht. Sämtliche Aussagen der Zeugen nämlich und alle Indizien belasten ihn. Gegen Morgen ist Dmitri erschöpft. Er legt sich irgendwo hin und schläft sofort ein. In diesem Schlaf hat er einen merkwürdigen Traum:

Es ist Winter. Dmitri sitzt in einem Schlitten. Vor ihm lenkt der Kutscher die Pferde. Sie fahren über eine weite Einöde, in welcher auch Dörfer zu sehen sind. Aber die Häuser sind verbrannt, zerstört, wie wenn die Kriegsfurie da gewütet hätte. Es ist nicht schwer, diesen Teil des Traumes zu deuten. In der Zerstörung sieht Dmitri das Chaos, das er mit seinem Leben in sich selber und für seine Mitmenschen angerichtet hat. Am Wegrand stehen Frauen, die klagen und weinen. Eine von ihnen hält Dmitri ein kleines Kind entgegen. Es ist abgemagert und blaugefroren. «Das ist das Kindichen» sagt der Kutscher. Es fällt Dmitri auf, dass der Kutscher nicht sagt «das Kindlein», wie man gewöhnlich sagt, sondern eben «das Kindichen». Es streckt sein Ärmchen nach ihm aus. Dmitri fühlt Erbarmen mit diesem Kindichen. Er will es in seine Arme nehmen. Er beginnt dieses Kind heiss zu lieben. Er will für das Kind sorgen, es gesund pflegen. Und da legt sich mit einem Mal helles Licht über das düstere Land.

Als er erwacht, fühlt er sich stark und heiter. Seine Seele ist von Licht erfüllt. Seine Zukunft liegt hell und klar vor ihm wie diese heitere Landschaft, die er im Traum zuletzt gesehen hat. Dmitri nimmt diesen Traum als Geschenk an, als Gabe von Gott. Es ist eine Kraft in diesem Traum, die ihn verändern wird. Er würde ein anderer, ein neuer Dmitri werden.

In diesem Kind im Traum hat er sich selber gesehen. Das Kind ist das Bild für seine Seele, sein innerstes Wesen. Und das war eben nur noch ein «Kindichen», halb verhungert und erfroren,

dem Tode nah. Er erkennt, dass er drauf und dran war sich selber zugrunde zu richten.

Dmitri ist zwar der irdischen Justiz gemäss kein Mörder. Aber in seinem Herzen hat er den Vater umgebracht. Der Traum zeigt ihm die Möglichkeit zur Heilung und macht ihn stark den Weg zur Rettung zu gehen. Darum ist er bereit, das ungerechte Urteil der Geschworenen auf sich zu nehmen und in die Verbannung zu gehen. Denn er weiss nun, dass zur Wiedergeburt ins neue Leben auch das Leiden gehört. So hat auch dieses Kind, das Simeon in den Armen hält, Jesus Christus, als Erwachsener den Weg des Leidens auf sich genommen.

Dostojewskij hat mir durch seinen Roman geholfen, diesen Bericht des Lukas von Simeon zu verstehen. Christus ist auch sein Kind, seine Zukunft und die Zukunft aller Menschen. Gott schenkt uns allen sein Kind. Es soll auch unser Kind sein. Wir tragen Christus in uns. Er ist das Bild des Vaters, unser eigenstes und eigentliches Wesen. Durch Christus wachsen und reifen wir zu Töchtern und Söhnen des himmlischen Vaters.

Ich wünsche Ihnen einen schönen Sonntag und eine gute Woche.

Arbeit im Reich der Himmel

Mt 20,1–16

Wenn ich an meinen Grossvater denke, dann sehe ich ihn vor mir, wie er im Garten arbeitet. Er hat eine Mütze zum Schutz gegen die Sonne an, das ausgezogene Hemd ist über die Sitzbank gelegt und er bearbeitet die Beete mit der Hacke. In vielen Erinnerungen an meinen Grossvater und an meine Grossmutter sehe ich sie, wie sie arbeiten. Im Garten, im Haus, in der Küche, im Nähzimmer oder in der Werkstatt.

Mir hat es Freude gemacht ihnen zuzusehen oder mitzuhelfen, wo ich konnte und durfte. Gefallen haben mir auch die regelmässigen Essenspausen, bei denen wir alle drei zusammasssen. Ein Spruch meines Grossvaters ist mir in diesem Zusammenhang noch in Erinnerung.

«So wie man isst, so arbeitet man auch.» Er meinte damit, dass es bei der Arbeit wie beim Essen sei: Es geschieht ohne langes Reden, was vor einem liegt, wird entgegengenommen, Regelmässigkeit ist wichtig.

Die Arbeitseinstellung meiner Grosseltern hat ihr Leben geprägt. Zu ihrem Arbeitsverständnis gehörte auch die Überzeugung, dass wer essen will, es sich verdienen muss. Es gibt nichts umsonst.

Einer ähnlichen Arbeits- und Lebenseinstellung begegne ich in einer Geschichte, die Jesus erzählt. Sie handelt von Arbeitern, die vom Besitzer eines Weinberges eingestellt werden. Diese Geschichte steht im Matthäusevangelium in Kapitel 20, in den Versen 1 bis 16. Ich erzähle Ihnen die Geschichte in Anlehnung an den Bibeltext.

Das Reich der Himmel gleicht einer Begebenheit auf einem Gutsbesitz. Ein Gutsbesitzer stellt am frühen Morgen Arbeiter

für einen Weinberg ein und vereinbart mit ihnen einen Lohn von einem Denar. Ein Denar ist das übliche Entgelt für einen Tag Arbeit. Zur dritten Stunde des Tages stellt er nochmals Arbeiter ein, denen er verspricht für ihre Arbeit zu geben, was recht ist. Dasselbe tut er um die sechste und neunte Tagesstunde. Eine Stunde vor Arbeitsschluss geht er nochmals hin und fragt andere, die herumstehen, weshalb sie nicht arbeiten. «Uns hat niemand gefragt», antworten sie. Der Gutsbesitzer schickt sie ebenfalls in den Weinberg.

Am Abend befiehlt er seinen Verwalter die Arbeitenden auszubehalten, bei den letzten zu beginnen und allen einen Denar zu geben. Diejenigen, die zuerst mit der Arbeit begonnen haben, erwarten, dass sie nun mehr als die anderen erhalten. Als sie denselben Lohn bekommen, beklagen sie sich darüber, dass diejenigen, die nur eine Stunde gearbeitet haben ihnen gleichgestellt sind.

Der Gutsbesitzer spricht einen unter ihnen an und sagt: „Alle haben den vereinbarten Lohn erhalten. Es ist meine Entscheidung, auch den Letzten gleich viel zu geben.“

So lässt Jesus mit seinem Gleichnis Zuhörende das Reich der Himmel entdecken.

Gut verständlich ist mir der Unmut derjenigen, die den ganzen Tag im Weinberg arbeiteten und sich betrogen sehen, weil diejenigen, die nur eine Stunde gearbeitet haben den gleichen Lohn erhalten. Alle, egal wie lange sie gearbeitet haben, erhalten einen Denar. Ein Denar reichte damals, um sich das Lebensnotwendige für einen Tag zu besorgen.

In der Reaktion der Arbeitenden sehe ich aber nicht nur die Unzufriedenheit über die als ungerecht empfundene gleiche Lohnauszahlung. Ich sehe in ihrem Murren gegen den Gutsbesitzer auch Unverständnis und Anklage, dass er mit seinem Verhalten ihre arbeitsethischen Vorstellungen durchbricht. «Diese letzten – so sagen sie – diese Letzten haben eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben.»

Die Pflege des Weinberges und die Möglichkeit Ertrag zu erhalten, fordert ja doch eine gewisse Arbeitseinstellung, nämlich einen disziplinierten Umgang mit der Zeit und das Ertragen der Mühen und Lasten, die die Arbeit mit sich bringt.

Für den Bauern ist die regelmässige Arbeit jahraus, jahrein eine Notwendigkeit; notwendig, um der Natur Ertrag abzukämpfen. Heute gibt es neben diesem Arbeitsverständnis auch andere arbeitsethische Vorstellungen. Massgebend und lebensprägend sind heute Flexibilität und Teamarbeit.

Von den Arbeitnehmenden wird verlangt, sich flexibel zu verhalten, offen für kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln zu werden.

Das Miteinander wird verlangt und idealisiert. Flexible Teamarbeit auf jeder Stufe. Arbeitnehmende und Vorgesetzte stehen nicht mehr in einer strengen Hierarchie, sondern die Chefs sind Teil der Teams und moderieren den Gruppenprozess. Das höchste Team im Unternehmen ist der Vorstand. Eine Folge dieser weitverbreiteten Teamethik und Flexibilität ist die Abwesenheit von Eigenverantwortlichkeit im Arbeitsprozess trotz Machtausübung. Dies gibt den Oberen die Freiheit umzuschichten, anzupassen und zu reorganisieren, ohne sich oder ihr Handeln rechtfertigen zu müssen. Die Verantwortung trägt der Wandel der Zeit, aber der Wandel ist keine Person. Ein Manager kann dann sagen: «Wir sind alle Opfer von Zeit und Ort» und übt damit Macht ohne Verantwortung zu tragen.

Sei es die heutige Arbeitsethik, diejenige zur Zeit Jesu oder die Arbeitseinstellung meiner Grosseltern: die himmlische Auffassung, die im Jesusgleichnis erzählt wird, durchbricht unsere menschlichen Arbeitsvorstellungen.

Der Gutsbesitzer, so erzählt Jesus, übernimmt die volle Verantwortung für seine Entscheidung. Eine freie Entscheidung, in

die er sich nicht dreinreden lässt. Zu einem unter den Protestierenden sagt der Gutsbesitzer:

«Freund, ich tue dir nicht Unrecht. Bist du nicht um einen Denar mit mir übereingekommen? Nimm das Deine und gehe hin! Ich will aber diesem Letzten so viel geben wie dir. Oder steht es mir nicht frei, mit dem Meinigen zu tun, was ich will? Oder ist dein Auge neidisch, weil ich gütig bin?»

Der Einstellung des Gutsbesitzers liegt seine Güte zugrunde. Er will allen in seinem Dienst das Lebensnotwendige für einen Tag geben.

Diese Erzählung macht mir deutlich, dass im Reich der Himmel weder die damalige noch die moderne Arbeitsethik für Anerkennung und Lebensgrundlage entscheidend ist. Im Reich der Himmel entscheidet Gott. Gottes Wille ist massgebend, und in seiner Güte teilt er allen das Lebensnotwendige aus.

Kann diese himmlische Einstellung auch unsere eigene Arbeitsvorstellung durchbrechen und unser Leben prägen?

Vielleicht so, dass wir uns anerkannt und wertvoll erleben, egal wie gross unser Lohn ist?

Vielleicht so, dass wir Einsätze innerhalb einer Gemeinschaft nicht vergleichen und über- oder unterbewerten?

Vielleicht so, dass die Hoffnung auf das Reich der Himmel uns motiviert und mittragen hilft, dass alle das Lebensnotwendige erhalten?

Ich wünsche mir, dass unser eigenes Leben und unser Zusammenleben geprägt wird von der Hoffnung auf das Reich der Himmel.

Das Reich der Himmel, das einem Firmenbesitzer gleicht, der Frauen und Männern Arbeit gibt und allen in seinem Dienst den gleichen Lohn auszahlt; das Lebensnotwendige, das sie für sich und die ihrigen benötigen.

Dem Familienvater, der 60% arbeitet und sich an zwei Tagen in der Woche um seine Kinder kümmert.

Der 55-jährigen Frau mit ihrer grossen Erfahrung, die sich manchmal sträubt, etwas Neues auszuprobieren.

Der Lehrlingstochter, die ihre Möglichkeiten und Fähigkeiten erst entdeckt und viel Aufmerksamkeit benötigt.

Dem frisch Pensionierten, der sich freut, sich nun mehr Ruhe gönnen zu können.

Der Frau, die nach einer fünfjährigen Pause wieder in die Arbeit eingestiegen ist.

Der Firmenbesitzer gibt ihnen allen das Lebensnotwendige.

Dem gleicht das Reich der Himmel. Amen

Gedanken zum modernen Arbeitsethos aus:

Richard Sennet, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin, 1998.

Nur vier gute Gründe, die Radiopredigt zu abonnieren:

- wenn Ihnen eine Predigt gefallen oder geholfen hat, können Sie sie so immer wieder zur Hand nehmen;
- wenn Sie die Sonntagspredigten nicht regelmässig hören können, hilft Ihnen ein Abonnement, keine davon zu verpassen;
- wenn Sie jemandem eine dauerhafte und sinnvolle Freude machen wollen, dann schenken Sie ihm ein Abonnement;
- wenn Sie Anregung und Hilfe für Ihre eigenen Predigten suchen, kann Ihnen die Radiopredigt behilflich sein.

Jährlich erscheinen ca. 90 Predigten in 45 Broschüren (Format A5), als Abonnement für jährlich nur Fr. 57.–, aber auch eine einzelne Broschüre (2 Predigten) können Sie zum Preis von Fr. 5.– bestellen. (Zahlung in bar oder per Einzahlungsschein). Die Preise für das europäische Ausland und Übersee sind dem Impressum zu entnehmen.

Hiermit bestelle ich
_____ (Geschenk-)Abonnement der Radiopredigt Fr. 57.–

**Für Abonnemente erhalten Sie einen NEUEN Einzahlungsschein.
Zahlen Sie das Abonnement erst NACH Erhalt unserer Rechnung!**

Empfängeradresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Rechnungsadresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Datum, Unterschrift:

Bestellschein einsenden an:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg

Machen Sie (sich) eine Freude!